



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Arfert, Paul: Zum Ursprung des Märchens. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

so sagte Goethe, pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerraten: Kant könne mir nichts geben. Er selbst dagegen studierte ihn eifrig, und ich habe ihn auch studiert, und zwar nicht ohne Gewinn.“

Vervollständigt wird das Bild Kant—Schiller—Goethe durch die Darstellung der freilich dürftigen persönlichen Beziehungen beider Dichter zu dem Philosophen und dessen, was sie ihm waren oder vielmehr nicht waren. Dem großen Kunsttheoretiker fehlte es an poetischem Gefühl. Er hat unsre beiden Dichtersheroen nicht geschätzt. Goethe wußte, daß Kant nie Notiz von ihm genommen hat. Er, der so tief in das Wesen des dichterischen Genies eingedrungen ist, der das Fundament der klassischen Ästhetik gelegt hat, der unsre großen Dichter nachlebten, wurde den beiden Männern nicht gerecht! Ihre Werke erschienen, als ihn selbst die eigne Geistesarbeit in Anspruch nahm und später die Schwäche des Alters befiel. Es hat etwas Tragisches, daß ihm der Genuß an ihren Schöpfungen versagt blieb, daß er die Genugtuung nicht empfand, zu deren Reife beigetragen zu haben. Er hat sie kaum gekannt, noch weniger gewürdigt.

Borländers Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Literatur sowohl als der Philosophie in der bedeutungsvollsten Periode deutschen Geisteslebens. Die Form, in die er seine Forschungen gegossen hat, macht sie nicht nur zu einem Besitz der Gelehrten, sondern die weitesten Kreise der Gebildeten können sich ihrer erfreuen und aus ihnen genußvolle Belehrung schöpfen.

Meißen

Alfred Leicht



Zum Ursprung des Märchens

Von Paul Urfert in Halberstadt

2



Die Tatsache, daß die redenden Tiere des Märchens unmittelbar auf die Anschauungen und das Verhältnis des primitiven Menschen zu den Tieren zurückgehen, brauchen wir nicht die wissenschaftliche Forschung herbeizuziehn. Darüber wird sich jeder, der nur eine bessere Reisebeschreibung gelesen hat, ohne Mühe selbst überzeugen können. Verborgner liegen jedoch die Beziehungen auf andern Gebieten des primitiven Glaubens.

Die älteste Religionsform des Menschen ist der Seelenglaube, wenn wir von dem sicher voranimistischen Zauberlauben absehen. Der Seelenglaube durchdringt und bestimmt das ganze Leben und Denken des primitiven Menschen. Es ist deshalb kein Wunder, daß ein sehr starker Bruchteil des Übernatürlichen im Märchen mit dem primitiven Seelenglauben in direktem Zusammenhang steht. Viele Märchenzüge haben sich unmittelbar aus ihm entwickelt. Der Naturmensch denkt sich die Seele gern als ein spannlanges Männchen, das leibhaftige

aber verkleinerte und verfeinerte Ebenbild des Menschen. Weil es nun ein Grunddogma der natürlichen Religion ist, daß sich die Seele frei von dem Körper lösen und ungebunden umherschweifen könne, wann es ihr beliebt, besonders aber im Schlaf, so fabelte man wohl schon früh von den Erlebnissen des winzigen Seelenmännchens außerhalb des Gefängnisses des Leibes. Hier haben wir die Wurzel der Däumlingsmärchen. Man dachte sich auch die Seele als Vogel, frei in der Natur umherfliegend. Das ist die Erklärung für den hilfreichen Vogel auf dem Baume, der aus dem Grabe der Mutter wächst (Aschenbrödel). Dieses Vögelchen ist nichts anderes als die Seele der toten rechten Mutter. In dem Märchenkreise von der untergeschobnen Braut erscheint die getötete rechte Braut als Ente in der Küche, denn die Seele hatte im Augenblick des Todes den Leib als Vogel verlassen. Ebenso weit verbreitet ist der Glaube, daß die Seele Schlangengestalt hat. Wir werden dabei an das Motiv erinnert, daß ein Kind zusammen mit der am Herde gehetzten und mit Milch gefütterten Hauschlange aufwächst. Verläßt diese das Haus oder stirbt sie gar, dann welkt das Kind dahin.

Das Dogma von der außerkörperlichen Seele hat auch dem schönen Märchenzuge das Leben gegeben, wonach das Leben des ausziehenden Helden an das Wachstum und Gedeihen eines Baumes geknüpft ist, oder einem andern Motive, wonach die getötete oder die verwandelte Braut als Blume in das Zimmer des Helden gebracht wird, und wie sie alltäglich zu bestimmter Stunde aus der Blume in wahrer Gestalt schlüpft, das Zimmer reinigt und ordnet oder von den aufgetragnen Speisen nippt.

Die Seele oder ein Teil davon manifestiert sich auch in gewissen Teilen des Körpers, so vor allem in den Haaren. Hier ist die Wurzel des bekannten Simsonthemas. Der Held verliert alle Kraft, sobald ihm die Haare geschoren werden. Auch im Speichel ruht ein Teil der Seelenkraft, darum weiß ein gewiß uralter Märchenzug von dem Speichel zu erzählen, den die aus der Haft des Zauberers entfliehende Heldin auf der Schwelle zurückläßt, damit er für sie antworte. Blut aber ist ein ganz besondrer Saft. In ihm ruht die Seelenkraft unmittelbar, denn mit dem ausströmenden Blute fließt auch das Leben aus dem Leibe. Wie das Blut deshalb die Quelle von außerordentlich mannigfaltigem Aberglauben geworden ist, so auch von vielen Erzählungsmotiven. Die Mutter gibt dem in die Fremde reisenden Kinde drei Blutstropfen mit, die so unmittelbar die schützende Macht der Mutterseele mit sich führen, daß sie in Augenblicken der Gefahr zu reden und zu warnen beginnen. (Salada oder die Gänsemagd.) Der Wilde sieht nichts Ungereimtes darin, daß ein Mensch imstande sein kann, seine Seele aus dem Leibe zu ziehn (der Sinn des Totemglaubens ist wahrscheinlich der, daß bei den Weihen der Kandidat seine Seele aus dem Körper nimmt und sie in den Leib des Totentieres überleitet, dafür aber die Seele des Tieres in sich aufnimmt), um sie irgendwo sicher aufzubewahren. So erklärt sich das über die ganze Erde verbreitete Motiv von der

eingeschachtelten Seele des Riesen oder des Dämons, der unsterblich ist, solange der Held nicht den Zugang zu der fünf- und mehrfach eingeschachtelten Seele findet.

Als der Gipfel der Märchenphantastik wird dem Märchenleser die Fahrt des Helden in das Wunderland erscheinen, wo er nach Überwindung furchtbarer Gefahren einen Wundergegenstand erkämpft. Erst gilt es, einen weiten, schwierigen, pfadlosen Weg zurückzulegen, von dem Ziel trennt den Helden ein breites Wasser, über das eine sonderbare Brücke führt, oder über das ein Fährmann den Helden widerwillig rudert. Am Eingang des Wunderlandes halten grimme Tiere Wache, oder ein auf- oder zuschlagendes Tor macht den Eintritt schwierig. Die Schwierigkeiten häufen sich, je näher der kühne Eindringling dem Zentrum kommt, wo sich das Wunderding oder eine wunder schöne Jungfrau befindet. Es gelingt ihm, alle Widerstände zu überwinden, aber noch auf dem Rückwege entrinnt er nur mit Mühe dem Geschick, auf ewig in dem Land eingeschlossen zu werden; das zuschlagende Tor schlägt dem Davoneilenden einen Teil der Ferse ab. Hier ist jedoch nichts von willkürlich ausgehobener Phantastik. Das Märchen gibt Zug um Zug die Reise der Seele ins Jenseits wieder, wie sie sich der Wilde ausmalt. Die Schotten geben dem Toten Schuhe mit, weil der Weg der Seele über eine große mit Dornen und Pfriemenkraut bewachsene Heide geht. Nach allgemeinem deutschem — und ähnlich schon antiken — Volksglauben findet der Tote, wenn er im Leben Brot an die Armen gegeben hat, nach dem Tode Brot bereit, das er dem vor dem Tore des Seelenlandes wachhaltenden Hunde in den Rachen werfen muß. Der überfahrende Fährmann findet sich nicht nur in dem modernen und dem mittelalterlichen Volksglauben und in der antiken Mythologie, sondern auch bei höhern und niedern unzivilisierten Völkern. Die Azteken gaben ihren Toten Pässe mit, mit deren Hilfe sie auf der Seelenfahrt durch alle Stationen hindurchgelangten. Während sie den ersten Paß in den Sarg legten, riefen sie dem Gestorbenen zu: „Mit diesem wirst du zwischen den Bergen hindurchkommen, die sich aneinanderstoßen.“ (Hier haben wir etwas, das dem auf- und zuschlagenden Tor entspricht.) Nach einer Überlieferung der Indianer des Algonkinkreises kommt der Held auf der Fahrt in das Jenseits an den Rand des Himmels, der in gewissen Zwischenräumen auf die Erde aufschlägt. Nur mit genauer Not gelangt er hindurch. Wenn nach dem Glauben der Tschoktahindianer die Seele in das Jenseits will, so muß sie über einen Fluß voll stinkender Fische und toter Kröten. Über ihn gelangt man auf einem schlüpfrigen Balken. Die Bakwiri in Kamerun glauben, daß bevor die Seele in die Unterwelt kommt, sie auf einem Baumstamm über eine tiefe Schlucht wandern muß, worin der Mukasse (der böse Geist) haust, der die Seelen herunterzuziehn trachtet. Hat nun jemand Angst, so pakt ihn der Mukasse am Unterkiefer und rentt ihn ihm aus; hat aber der Wanderer keine Furcht, so faßt ihn schließlich der Dämon selbst bei der Hand und leitet ihn hinüber. (Dem furchtlosen Märchenhelden öffnen sich von selbst

die Tore, die wachhaltenden Ungeheuer tun ihm nichts zuleide usw.) Diese Beispiele, die man unbeschränkt vermehren könnte, zeigen wohl zur Genüge, wie aus uralten Anschauungen über die Reise der Seele in das Totenland die Erzählung von der Fahrt des Helden in das Märchenwunderland erwachsen ist. Wollen wir diese Anschauungen der primitiven Menschen nun noch weiter auf ihren Ursprung zurückverfolgen, so stoßen wir auf Traumerfahrungen. Im Traum oder im Rausch der Ekstase glauben besonders dazu disponierte Individuen, vor allem also die professionellen Zauberer, in das Seelenland eingedrungen zu sein, und was sich ihnen im Traum oder in der Ekstase offenbart hat, erzählen sie nachher den staunend lauschenden Zuhörern. Es ist geradezu ein Teil der praktischen Zauberkunst, von Zeit zu Zeit die Seele in das Jenseits zu schicken, wobei Personen, die geheime Dinge oder die Zukunft zu erfahren wünschen, dem Zauberer Fragen mitgeben, die er sich von den Seelen im Jenseits beantworten lassen soll. Von solchen Fahrten der Mediziner in das Seelenland weiß die ethnologische Forschung viele interessante Berichte anzuführen. Man sieht leicht, daß hier der Keim zu der Märchenerzählung liegt, in der der Held in die Hölle zum Teufel fährt und von ihm Antworten auf Fragen, die ihm unterwegs mitgegeben worden sind, erhält.

Auch die einfachen, kindlichen Anschauungen des Wilden über die Natur — die primitive Naturmythologie — kehren im Märchen wieder. Der Urmensch dachte sich das Himmelsgewölbe als ein festes Gewebe, das wohl ein besonders geschickter Mann einmal besteigen konnte. Viele Märchen wissen davon zu erzählen, wie der Jüngling oder die Jungfrau zu der Sonne oder zu dem Mond emporsteigt, um sich von ihnen Rat oder Hilfe zu holen. Der Glasberg des Märchens ist nichts anderes als die blaue Himmelstuppel. Sonne, Mond und Sterne gelten auf der ganzen Welt als persönliche Wesen. Die Sonne wird vielfach als alte Frau aufgefaßt oder als grausames männliches Wesen, das seine eignen mit dem Mond erzeugten Kinder, die Sterne, verfolgt, um sie zu fressen. Hieraus wird nun verständlich, wie im Märchen erzählt werden kann, daß die Jungfrau, als sie zur Sonne wandert, nicht eben freundlich empfangen wird; die Sonne wittert Menschenfleisch und freut sich auf die unverhoffte Beute. Im Monde glauben so ziemlich alle Völker der Erde ein menschliches Wesen zu sehen, meist eine Frau, die da oben spinnt oder Gewänder webt. Diese Anschauung hat den Anlaß zu dem Thema gegeben, daß die Heldin von dem freundlichen Monde drei wunderschöne Kleider erhält. Wenn der Mond eine goldne Henne mit sechs goldnen Küchlein schenkt, so ist damit das Siebengestirn gemeint.

Das Zauberverwesen des Märchens geht in seiner Gesamtheit auf die uralten primitiven Zaubervorstellungen zurück. Die Haupteigenschaft, die die Wilden dem Zauberer zuschreiben, ist die Fähigkeit, seine Seele mit Leichtigkeit aus dem Körper zu lösen und sie entweder auf die Wanderschaft zu schicken, bis ins Jenseits hinein, oder sie in andre Menschen oder in Tiere einfahren zu lassen. Das letzte ist die Fähigkeit der Selbstverwandlung, die auch den Zauberern im

Märchen zukommt. Schritt für Schritt kann man die Verzauberung des Märchenhelden in Tiere auf den primitiven Glauben vom Übergange der menschlichen Seele in Tierleiber zurückleiten. Das Grunddogma der Zauberkunst lautet: Da der Leib mit allem, was an ihm ist, eine innerlich untrennbare Einheit bildet, so ist jedes einzelne Teilchen des Körpers der Lebenskraft teilhaftig, auch nachdem es vom Körper losgelöst worden ist. Was einer also mit einem Körperteilchen eines Menschen, sei es mit einem Haare, einem Zahn, einem Nagelabschnitt, ja sogar mit der Fußspur vornimmt, das spürt der Besitzer, auch wenn er weit entfernt sein sollte. Diese uralteste Zauberschauung wirkt noch lebendig in dem Märchenzuge nach, wonach der Held ein Haar, eine Feder oder eine Schuppe von einem hilfreichen Tier erhält mit der Anweisung, dieses Teilchen im Augenblicke der Not zu verbrennen, um durch diese Manipulation das Tier augenblicklich herbeizurufen.

Auch rein gesellschaftliche Einrichtungen aus der primitiven Vorzeit der Völker (die ja allerdings immer mit religiösen Anschauungen durchtränkt sind) hat das Märchen bewahrt. Bei den meisten Völkern herrscht der Brauch, daß bei den Mädchenweihen die Jungfrau eine gewisse Zeit in einem dunkeln abgeschlossenen Raum, in den kein Sonnenstrahl dringen darf, eingekerkert gehalten wird. Man wird dabei an den bekannten Märchenzug erinnert, daß ein König seine Tochter auf Grund einer schlimmen Prophezeiung bis zum vierzehnten Jahre (also bis zur Zeit der Mannbarkeit) in einen Turm einschließt (Danaemotiv). Trifft ein Sonnenstrahl eine Jungfrau, der es prophezeit worden ist, daß sie sich vor der Sonne hüten solle, so wird das Mädchen in ein Tier verwandelt. Dieses Motiv findet sich häufig in dem Märchenkreise von der untergeschobnen Braut. Überhaupt spielen die primitiven Tabuvorschriften eine bedeutende Rolle in Märchen, worauf hier jedoch nicht weiter eingegangen werden kann.

Die wenigen hier angeführten Beispiele müssen genügen, zu zeigen, daß der Stoff, aus dem unsere Märchen bestehn, aus dem Leben, den Naturanschauungen und den abergläubischen Vorstellungen der Urzeit der märchen-erzählenden Völker gewonnen worden ist. Das, was uns märchenhaft im eigentlichen Sinne, d. h. übernatürlich und auf der Tätigkeit der Phantasie beruhend erscheint, war früher einmal wirklich lebendige Weltanschauung, fest geglaubte Lebenserfahrung. Wir verstehn nun, daß die Menschen der Vorzeit, wenn sie eine besonders interessante Begebenheit erzählen wollten, im Banne dieser religiösen Vorstellungen und der Zauberschauungen stehend, gar nicht anders erzählen konnten, als daß sich fortwährend diese übernatürlichen Bestandteile ihrer täglichen Erfahrungen in ihre Vorstellungen eindrängten. Erfinden konnte der Naturmensch nicht selbsttätig, sondern nur verbinden, und was er verband, waren die ihm geläufigen Erscheinungen und Vorgänge des täglichen gesellschaftlichen Lebens mit jenen Bestandteilen seiner illusionistischen Weltanschauung.

Um einen klarern Einblick in diesen Prozeß zu gewinnen, müssen wir einmal versuchen, uns im Geiste zu einer abendlichen Unterhaltung einer wilden Dorfgemeinschaft zu versetzen und an der Hand der Berichte von Forschungsreisenden und einiger konkreter Beispiele von primitiven Märchen ermitteln, was dort etwa erzählt werden mag. Des Abends versammeln sich die Männer im Gemeinschaftshause oder am Dorffeuer, und die professionellen Erzähler oder besonders begabte Stammesmitglieder erzählen abwechselnd. Wir sehen hier ab von den Stammesjagen und den ätiologischen Sagen und beschränken uns nur auf märchenhafte Erzählungen. Der eine erzählt von einem Manne, der auf die Jagd ging und im Walde ein Rencontre mit einem Baumdämonen hatte. Ein anderer erzählt, wie eine Frau, die zum Wassererschöpfen an einen Teich gegangen sei, eine schreckhafte Begegnung mit dem Dämon des Teiches gehabt habe. Ein dritter erzählt, wie eine Frau auf wunderbare, unnatürliche Weise schwanger geworden sei und ein mit besondern Kräften begabtes Kind zur Welt gebracht habe. Ein vierter unterhält die Gesellschaft mit der Geschichte eines Jünglings, der von einem großen Tiere verschluckt worden sei, sich aber mit dem Messer einen Weg aus dem Leibe des Ungeheuers gebahnt habe. Dieser verwendet dabei die gewiß allen Hörern bekannte mythische Fabel vom Sonnenheros, der von dem Ungeheuer Nacht verschluckt, am Morgen aber aus der dunkeln Haft entlassen wird. Ein vierter berichtet von einem Håuptlingssohne, der auf eine gefährliche Werbung bei einem fern wohnenden Håuptling ausgezogen sei, wie er nach harter Arbeit die Braut errungen habe, die ihm aber alsbald auf geheimnißvolle Weise entschwunden oder geraubt worden sei, und wie er sie schließlich nach vielen Mühen und mit Aufbietung seiner ganzen Zauberkunst oder mit Hilfe eines Zauberers wiedererrungen habe. Zauberer werden gern erzählen, wie sie in der Ekstase in das Seelenland gewandert seien, und was für Schrecknisse und Gefahren sie auf dem Wege zu bestehn gehabt haben. Vielleicht wird später diese Geschichte auf einen besonders mutigen und zauberkundigen Håuptlingssohn übertragen oder — bei seeanwohnenden Stämmen — auf einen Mann, der beim Fischen in seinem Boote von widrigen Winden auf eine ferne Insel verschlagen worden war und erst nach monatelanger Abwesenheit zurückkehrte. Beliebt ist das Thema von Verwandlungen und Entwandlungen. Häufig wird es auch wohl in der Urzeit vorgekommen sein, wie es noch jetzt bei den Wilden der Fall ist, daß ein Erzähler, der besonders lebhaft zu träumen pflegte, seine Träume zum besten gab. Die Erfahrungen des Traumes haben bekanntlich für den primitiven Menschen dieselbe Realität wie die Erfahrungen des wachen Zustandes. Einer hat vielleicht von einem nächtlichen Kampf mit einem Unholde geträumt, der ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er ein aufgegebnes Rätsel nicht zu lösen vermochte. Solche Träume weiter und weiter erzählt, mußten bald zu Märchen oder märchenhaften Erzählungen anwachsen. Im Mittelpunkt aller dieser Erzählungen steht — das ist sehr beachtenswert — immer ein Kampf in irgendeiner Form,

ein Überwinden von Widerständen. Das Denken und das Fühlen des Naturmenschen ist ganz erfüllt von der Idee des Kampfes. Der ganze Inhalt seines Lebens ist, wie er instinktiv fühlt, ein Kampf, sei es gegen die natürlichen Widerstände, sei es gegen die Welt der unsichtbaren bösen Mächte, die seine eigne Einbildungskraft geschaffen hat. Und überall, wohin er in der Natur sieht, gewahrt er, daß alles Leben und Bestehn ein Ringen um die Existenz ist, in der Tierwelt, in der Vegetation und in den täglichen Phänomenen der Natur. Es ist kein Wunder, daß dieses tägliche Erleben, wenn auch unbewußt, sein Denken beeinflusst und sich in seinen Erzählungen widerspiegelt. Hier haben wir die Erklärung für die Tatsache, daß die zentrale Idee im Abenteuermärchen ebenso wie in der stoffverwandten Heldensage das Überwinden von Widerständen ist.

Die kurzen Proben der Erzählungstoffe, wie sie hier angeführt worden sind, zeigen alle eine ursprüngliche Verbindung eines natürlichen Vorgangs mit übernatürlichen Bestandteilen. Ihnen mag nun noch eine ausgeführtere märchenhafte Erzählung der Papuas auf Neu-Guinea folgen. Ich wähle mit Absicht eine ganz unscheinbare Geschichte, worin der Märchencharakter erst im Werden begriffen ist. Zum Verständnis sei vorausgeschickt, daß nach dem Glauben der Papuas die Augen der Sitz der Seele sind. „Ein selbstsüchtiger Mann pflegte sich überall, wo eine Schmauserei stattfand, einzustellen. Er bekam auch jedesmal sein Teil mit. Aber damit begab er sich nicht zu seiner Familie, sondern setzte sich in den Wald und verzehrte alles allein, daheim vorgebend, er hätte nichts erhalten. Frau und Kinder erfuhren jedoch bald den wirklichen Tatbestand. Wenn er nun mit seinem Essen allein war, hatte er die Gewohnheit, beide Augen herauszunehmen und sie von sich zu werfen (offenbar eine Tabuhandlung; mit den Augen tat er also die Seele von sich), und rief sie nach Beendigung des Mahles wieder zu sich. Als er nun einmal wieder das eine Auge gegen die Mündung des Baches, an dem er ruhte, das andre flußaufwärts geworfen hatte, nahmen seine beiden Söhne diese auf und eilten damit in das Dorf zurück, wo sie sie in eine Schale mit Wasser legten. Der Selbstsüchtige rief nun wie gewöhnlich seine Augen, aber diesmal ohne Erfolg, und nun tappte er, überall anstoßend, nach seinem Hause und wälzte sich davor auf dem Boden, wehklagend um seinen unerseßlichen Verlust. Erst nachdem er seine Selbstsucht zugestanden und Besserung gelobt hatte, gab ihm die Familie am Abend die Augen zurück.“

Wir haben hier also im Kern einen einfachen Vorgang, wie er sich jeden Tag in dem Gesellschaftsleben der Papuas ereignen konnte, erweitert jedoch durch einen Zug, der uns wunderbar, märchenhaft dünkt, der aber auf dem Seelenglauben dieses Volkes beruht, und der sich anderswo zu einem fruchtbaren vielverwandten Motiv, dem von den ausgestochnen Augen, die durch wunderbare Geschenke wiedergewonnen werden, entwickelte.

Fassen wir nun noch einmal das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen in Kürze zusammen, so können wir über die Entstehung des Märchens etwa

folgendes auszusagen: Die primitiven Urbäter der Kulturvölker waren, ebenso wie die heutigen Wilden, sobald sie eine gewisse Stufe des Gemeinschaftslebens erreicht hatten, fabelfrohe Menschen, die es über alles liebten, die Zeit mit Geschichtenerzählen hinzubringen. Die Beschränktheit ihrer unentwickelten Geistesanlagen brachte es mit sich, daß sie nicht zusammenhängende, motivierte Erzählungen, sondern formlose sprunghafte Geschichten hervorbrachten. Was den Stoff anlangt, so hielten sie sich dabei entweder an ihre Träume oder an einfache Erlebnisse des täglichen Lebens, besonders an solche, die den gewöhnlichen, durch Sitte und Brauch vorgeschriebnen Verhältnissen zuwiderliefen und dadurch einen besonders interessanten Gegenstand darboten; vor allem fühlten sie sich durch solche Geschehnisse angezogen, die in irgendeiner Weise einen Kampf darstellten. Weil nun das ganze Denken des primitiven Menschen durchdrungen ist von abergläubischen Vorstellungen jeder Art, drängte sich die mannigfaltige Ideenmasse ihres religiösen Glaubens, besonders die Anschauungen über die Seele und ihr Leben sowie über die unsichtbare Welt übernatürlicher Geister und Dämonen, über die Natur und schließlich über das Zauberwesen in ihre Erzählungen ein. Wenn sie erzählten, so vermischte sich von selbst Natürliches mit Übernatürlichem, rannen ihnen beide Reiche entsprechend ihrem allgemeinen Unvermögen, verschiedene Vorstellungen voneinander zu sondern, in ein untrennbares Ganzes zusammen. So entstanden formlose Geschichten, die wesentlich illusionistischen, oder wie wir es von unserm Standpunkt bezeichnen, märchenhaften Charakter tragen, und die sich überall ähnlich sein mußten, weil die allgemeine Gleichheit der menschlichen Anlagen überall nicht nur zu ähnlichen Gesellschaftsformen, sondern auch zu überraschend gleichartigen religiösen Vorstellungen und auf Grund dieser beiden Faktoren zu ähnlichen Erzählungen führte. Diese Geschichten sind nun die Keime zu den kunstvollern Märchen-erzählungen, die einer spätern Stufe angehören.

Diese Hypothese scheint mir die natürlichste und einfachste zu sein und darum den Vorzug vor solchen zu verdienen, die mehr oder minder künstlich den Ursprung der Märchen nicht aus dem Wesen und dem Zustande der Erzähler, sondern aus andern vielleicht ursprünglicheren Geisteserzeugnissen der primitiven Zeit ableiten. So wurde versucht, das Märchen aus der Zauberhandlung oder vielmehr aus dem diese begleitenden Zauberspruch, sofern er sich in der Form einer symbolischen Erzählung kundgibt, abzuleiten, oder aus unverstandnen Riten, die später durch eine hinzugedichtete Erzählung erklärt oder gerechtfertigt werden sollten. Man kann unbedenklich zugestehn, daß sich in spätern Stadien der Entwicklung auch aus Zaubersprüchen oder Riten märchenhafte Erzählungen entwickelt haben können, und man muß dabei beachten, daß zur Erklärung der Kultgebräuche meist uralte bekannte und verbreitete Erzählungsstoffe verwandt wurden. Auch mag hier und da ein alter Mythos zu einem Märchen herabgesunken sein. Ich habe schon das Beispiel von dem Mythos des Sonnenheros und dem Ungeheuer Nacht angeführt. Die schöne tiefsinnige

Mythologie der Polynesier kehrt bei den tieferstehenden Melanesiern in märchenhafter Form wieder. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß Märchen in neuerer Zeit entstanden sind. Ein besonders begabter, erfindungsreicher Mann mag auf Grund der vorhandenen Märchenbestandteile ein wesentlich neues, kunstreiches Geschichtchen zusammengedacht haben, das dann seinen Weg durch die Welt angetreten hat. Aber im Prinzip muß an der — jetzt übrigens von den meisten Märchenforschern anerkannten — Tatsache festgehalten werden, daß die Märchen in ihren Wurzeln und Keimen ein Erzeugnis der primitiven Vorzeit sind. Ich betone jedoch noch einmal, daß wir uns diese märchenhaften Urgeschichten nicht als fertige kunstvolle Märchenerzählungen vorstellen dürfen, sondern als kürzere oder längere Geschichten mit mehr oder minder bedeutendem mythisch-religiösem Einschlag, Rudimente, aus denen sich später kunstgerechtere Formen der Erzählungskunst entwickelten. Und hier liegt nun die eigentliche Schwierigkeit des Problems. Wir haben einerseits fertige ausgebildete Erzählungen vor uns mit durchaus spezifischem Charakter, unsere Volksmärchen; andererseits können wir die Anfänge dieser Erzählungsgattung aus den primitiven Einzelheiten, die in unsern Märchen klar zutage liegen, erschließen, über das aber, was dazwischen liegt, über die lange, lange Zeit der Entwicklung, die unsere Volksmärchen von den Erzählungskeimen der Urzeit trennt, wissen wir nichts.



Einige Tage im Gebiet Ferghana

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



m vier Uhr Nachmittags führte uns der Zug aus der Station Smarkand heraus unter der Höhe mit dem Denkmal der Schlacht am 13. Mai 1868 entlang, dann über den tief eingewühlten Hauptaryk Dbi-Sfiab hinweg, dessen mehrere Meter hohe senkrechte Ränder die Schichtung des Lößbodens überraschend deutlich zeigen. Bald erreichten wir den Serasschan, in dessen felsigen Talrand die Bahn eingeschnitten ist. Ein eigentümliches Bauwerk ist die sogenannte Brücke des Tamerlan; es stammt aus der Zeit der Scheibaniden, steht, zum Teil erhalten, mit zwei rechtwinklig zueinander angelegten Gewölbebogen im Flusse: man hält es für die Reste eines die Strömung und die Wasserabgabe regulierenden Wasserwerks. Bald dahinter überschreitet unser Zug die auch für Fuhrwerk brauchbare Brücke über den Serasschan und steigt allmählich zum Samsar hinan, der in einer Höhe von 860 Metern über dem Meere überstiegen wird. Jenseits Miljutinskaja tritt der Schienenweg in das Tal des Samsar und windet sich durch das Tor des Tamerlan, eine Felsenenge, in deren einer Wand über zwei prahlenden arabischen Inschriften auf kupferner Tafel der russische Doppeladler prangt und die wenigen Worte:

Nikolai II. befahl im Jahre 1895: Die Eisenbahn wird gebaut.

Im Jahre 1898 war sein Wille zur Tat geworden —

die Selbstherrlichkeit des Zaren vor Augen zu führen haben.